

3/22

Das **Medizin**produkt

Das Magazin der AUSTROMED

Mag. Dr. Martin Kocher
Bundesminister für Arbeit und Wirtschaft

Zukunftstechnologien Gute Chancen für innovative Produkte

Vernetzung // 8
So kommen Forschung und Entwicklung zum Anwender

Digitalisierung // 10
Akzeptanz und Umsetzbarkeit sind wichtiger Rahmen

Schulterschluss // 18
Start-ups nutzen die Kraft der Kooperation

Fotos: Jun Tscharyski, Eva Kern, LISAvienna/Daniela Beranek (2), Bernhard Bergmann, Enzo Holey, Sebastian Philipp, privat (2), Fetz/Studio F, MCI/Klechl, BKA/Andy Wenzel

Gesprächspartner dieser Ausgabe (alphabetisch)



DI Martin Glöckler
AUSTROMED-Branchengruppe
Diabetes



Univ.-Prof. DI Dr. Reingard Grabherr
Universität für Bodenkultur,
Wien



Mag. Philipp Hainzi
LISAvienna



Univ.-Prof. Dr. Lars-Peter Kamolz, MSc
Kooperatives Zentrum für
Regenerative Medizin



Mag. Dr. Martin Kocher
Bundesministerium für Arbeit
und Wirtschaft



Mag. Martina Lascheß
AUSTROMED-Branchengruppe
Verbandstoffe



Lena Lührmann
Unternehmensberaterin



**DI Bernhard Nußbaumer,
MAS EMBA**
Austrian Center for Medical
Innovation and Technology



Johannes Sarx, MBA BSc
LISAvienna



Lukas Seper
Health Pioneers



FH-Prof. Dr. Teresa Spieß
MCI | DIE UNTERNEHMERI-
SCHE HOCHSCHULE®



Florian Tursky, MSc MBA
Bundesministerium für
Finanzen

Melden Sie sich
jetzt auch für unseren
elektronischen
Newsletter an:
www.medmedia.at/nl/mp



4 „Markteintritt für Innovationen muss leichter werden“
Minister Mag. Dr. Martin Kocher im Interview über die Innovationskraft der heimischen Wirtschaft

7 **Fit für die Zukunft**
Ein Gastkommentar von LISAvienna

8 **Vernetzung ist das Gebot der Stunde!**
Innovative Produkte haben es schwer, haben aber auch große Chancen. Univ.-Prof. Dr. Lars-Peter Kamolz, MSc klärt das Paradoxon auf.

10 „Man kann nicht nicht dabei sein.“
Wie Innovation und Digitalisierung zusammen-

spielen, beschreibt Staatssekretär für Digitalisierung und Telekommunikation Florian Tursky, MSc MBA

12 **Branchengruppenumfrage**
Ob Wundversorgung oder Diabetesprodukte – es wird künftig schwerer sein, in den Markt zu kommen.

14 **Dem demografischen Wandel begegnen**
Forscher, Gründer und Betriebe im Innovationsprozess unterstützen

16 **Investition in die Zukunft**
Warum ein offener Diskurs zu Forschung und Innovation wichtig ist

18 **Schulterschluss**
Digitale Gesundheitsanwendungen erfordern neue Kooperationen.

20 **Vorsprung durch Innovation**
Welche Voraussetzungen im Alltag von Medizinprodukte-Unternehmen die Innovationsfreundlichkeit fördern.

22 **Verschieben Sie Ihr Ablaufdatum!**
Innovativ zu sein ist nicht zeitlich begrenzt und Veränderung ist das „neue Normal“.

09 Impressum

Liebe Leserinnen und Leser!

Moderne, zukunftsfähige Produkte, die den Anwendern den Alltag erleichtern und die Lebensqualität der Patienten verbessern, waren immer schon im Fokus der Unternehmen der Medizinprodukte-Branche. Kaum ein wirtschaftlich agierender Betrieb hätte sonst längerfristig Bestand in einem dynamischen, von Wissenschaft und Forschung getriebenen Marktumfeld wie dem Gesundheitswesen.

Doch so groß die Bemühungen sind, heute schon an übermorgen zu denken, so sehr sind die Unternehmen aktuell mit dem Management der Rahmenbedingungen beschäftigt, die Innovationen schwer bis unmöglich machen. Im Feuerwehrjargon würde man eher von „Wassermarsch“ als von „Brand aus“ sprechen, denn es gilt, die vielen kleinen Flammen zu löschen, die beispielsweise durch die EU-Vorgaben lodern. Die Europäische Verordnung für Medizinprodukte (MDR) und die Verordnung für In-vitro-Diagnostik (IVDR) sind zwar in Kraft, jedoch fehlen die notwendigen Benannten Stellen für eine Zulassung von Produkten.

Auch die Herbstumfrage des deutschen Bundesverbandes Medizintechnologie (BVMed) zeigt die dramatischen Auswirkungen dieser Entwicklung auf Innovationen: Der Innovationsklima-Index der MedTech-Branche ist mit 3,6 auf einer Zehnerskala auf einem Tiefstwert angekommen. Als größtes Hemmnis gelten die MDR und die IVDR, verschärft wird die Umsetzung der Regularien durch Kostensteigerungen und Rohstoffknappheiten sowie den Fachkräftemangel. Allein 30 % der bestehenden Produkte werden bis 2024 vom Markt verschwinden, weil keine Kapazitäten für eine Rezertifizierung vorhanden sind. Dringend gefordert ist daher ein pragmatischer Umgang mit Bestandsprodukten, etwa durch ein Fast-Track-Verfahren. Andernfalls ist die Versorgungssicherheit mit bestimmten Medizinprodukten klar in Gefahr!

Das Thema stand auch im Mittelpunkt der Regulatory Konferenz von LISA Vienna Region, bei der die AUSTROMED mit auf dem Podium war. Auch das Fazit: Die USA haben sich bereits einen Marktvorsprung geholt, den sich Europa dringend wieder zurückholen muss. Mehr dazu lesen Sie auf Seite 7f.

Dort, wo Österreich die Möglichkeit einer Innovationsführerschaft einnehmen kann, ist im Bereich der digitalen Gesundheitsanwendungen. Es wäre das Gebot der Stunde, hier durch einen praktikablen Erstattungsprozess raschen Zugang für die Patienten zu erhalten bzw. mittels digitalen Pflegeanwendungen auch Druck aus dem System zu nehmen. Auf diesem Sektor arbeitet AUSTROMED mit den neu gegründeten Health Pioneers zusammen. Mehr dazu lesen Sie auf Seite 18f.

Wir wünschen Ihnen spannende Lesestunden!

Mag. Philipp Lindinger
AUSTROMED-Geschäftsführer

Gerald Gschlössl
AUSTROMED-Präsident



„Markteintritt für Innovationen muss leichter werden.“

In wenigen Tagen wird Mag. Dr. Martin Kocher, Bundesminister für Arbeit und Wirtschaft, den Staatspreis Innovation an Österreichs innovativstes Unternehmen verleihen. Die nominierten Projekte spannen einen Bogen über wichtige Zukunftstechnologien und -branchen. Mit dabei sind auch Vertreter der Life-Science-Industrie.

„Die aktuellen Krisen verdeutlichen, wie wichtig Innovationskraft im globalen Wettbewerb ist. Dies gilt insbesondere für kleinere Länder wie Österreich. Die heimischen Betriebe haben in den vergangenen Jahren eindrucksvoll bewiesen, dass sie auch unter schwierigen Rahmenbedingungen innovativ sind und damit einen ganz entscheidenden Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung leisten“, betont der Minister im Vorfeld der Preisvergabe. Im Gespräch mit AUSTROMED beschreibt er den Stellenwert von Innovation für das Gesundheitswesen und der Bedeutung der gesellschaftlichen Akzeptanz dafür.

Welchen Stellenwert hat für Sie Innovation?

Für eine kleine, offene Volkswirtschaft wie Österreich ist Innovation ohne jede Alternative. In den vergangenen 20 Jahren hat sich das Land zu einem Strong Innovator in Europa entwickelt. Beispielsweise gibt es eine besonders forschungsintensive Life-Science-Branche, die große volkswirtschaftliche Bedeutung hat. Der gesamte Life-Science-Sektor zählt mehr als 60.000 Beschäftigte in über 980 Unternehmen, die einen jährlichen Umsatz von rund 25 Milliarden Euro erwirtschaften. Alleine die Medizintechnikbranche mit ihren 577 Unternehmen und rund 28.000 Mitarbeitern ist für einen jährlichen Umsatz von rund neun Milliarden Euro verantwortlich.

Wer ist verantwortlich, dass Innovationen im Gesundheitswesen gefördert werden und in den Markt kommen?

Innovationen werden maßgeblich von Unternehmen und der öffentlichen Hand gefördert.

Im Bereich des Arbeits- und Wirtschaftsministeriums unterstützen die Österreichische Forschungsförderungsgesellschaft (FFG) und die aws, die Austria Wirtschaftsservice GmbH, Innovationen. Mit dem Programm LISA-Life Science Austria ist die aws seit über 20 Jahren ein wichtiger Partner für die österreichische Life-Science-Branche und hilft Start-ups finanziell bei der Entwicklung von Produktinnovationen. Das Programm bietet österreichischen Life-Science-Start-ups maßgeschneiderte Unterstützung in jeder Unternehmensphase. Neben monetären Förderungsmaßnahmen wie LISA Preseed und Seedfinancing bietet das aws LISA Programm umfassende und kompetente Beratung sowie Unterstützung bei der Internationalisierung und Unternehmensgründung. Die enge Einbindung der fünf österreichischen Life-Sciences-Cluster sowie der im aws AplusB Scale-up-Programm geförderten Inkubatoren ermöglicht die Vernetzung aller wesentlichen Stakeholder der Branche. Bei der FFG gibt es seit dem Frühjahr einen neuen Life-Science-Schwerpunkt.

Wer bringt Innovation in die Gesellschaft?

Ein großer Anteil wird von der Wirtschaft getragen. Einen wesentlichen Beitrag leistet dabei die Forschung österreichischer Unternehmen sowie jene, die durch internationale Betriebe in Österreich betrieben wird. Der konkrete Bedarf in der Versorgung von Patienten ist ein wichtiger Treiber bei der Entwicklung von Medizintechnik. Dafür stehen forschende Unternehmen in stetem Dialog mit anwendungsnahen Forschungseinrichtungen und klinischen



Mag. Dr. Martin Kocher
Bundesminister für Arbeit und Wirtschaft

Anwendern. Neben schon etablierten Medizintechnikunternehmen spielen hier auch hochinnovative Start-ups eine wesentliche Rolle. Gemeinsam gelingt es, neue Produkte für eine bessere Patientenversorgung auf den Weg zu bringen.

Sind Bürger bereit für Innovation?

Wenn sie einen klaren Mehrwert in der Innovation sehen, dann sind sie sehr wohl bereit, diese Innovationen anzunehmen. Zum Beispiel waren die Covid-Impfstoffe schnell verfügbar. Doch die gesellschaftliche Akzeptanz war nicht in voller Breite vorhanden. Wir müssen in der Bevölkerung verstärkt Akzeptanz für Forschungsergebnisse schaffen.

Haben wir genug Ressourcen, um Innovationen auf den Weg zu bringen?

In Österreich sind 17 Universitäten und 13 Fachhochschulen in der Ausbildung in den verschiedenen Bereichen der Life Sciences aktiv, darunter auch sehr viele Fachrichtungen der Medizintechnik. Im Jahr 2020 waren rund 68.000 Studierende an Universitäten und rund 9.700 an Fachhochschulen in diesem Bereich eingeschrieben und dies führt zu ca. 8.000 Abschlüssen verschiedener Graduierung pro Jahr. Dementsprechend sichert die Universitäts- und Fachhochschullandschaft Österreichs einen Großteil des Bedarfs an Fachkräften in diesem Bereich. Dennoch wird uns der Fachkräftemangel aufgrund der demografischen Situation noch viele Jahre

beschäftigen. Es ist daher entscheidend, Österreich auf internationaler Ebene als ausgezeichneten Arbeits- und Wirtschaftsstandort zu positionieren, um qualifizierte Fachkräfte aus dem Ausland anzusprechen. Wir haben als Bundesregierung die Rot-Weiß-Rot-Karte reformiert und den damit verbundenen Prozess der Beantragung und Genehmigung dafür wesentlich verbessert sowie die Kriterien erleichtert.

Wo sehen Sie in Österreich die größten Optimierungspotenziale für erfolgreiche Innovationen?

Innovationen werden in letzter Instanz von den Unternehmen getragen und müssen auch am Markt ankommen. Deshalb muss der Markteintritt für innovative Produkte erleichtert werden. Es existiert bereits einen hoher Vernetzungsgrad von Wissenschaft, Industrie und klinischer Anwendung, trotzdem gibt es hier weiteres Potenzial, um die Zusammenarbeit zu intensivieren. Auch die Abstimmung mit den Versicherungsträgern ist im Gesundheitssektor ein wesentlicher Aspekt. Hier gibt es Steigerungspotenzial bei Geschwindigkeit und Durchlässigkeit. Ein weiterer Faktor sind Forschungsförderungen, aber es gibt natürlich nie genug Mittel, um alle Projekte zu fördern. Die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Wirtschaft hat sich, auch durch viele Förderimpulse wie etwa die CDG, COMET-Zentren oder das Bridge-Programm der FFG, in den letzten Jahren deutlich verbessert. ►



Wo sehen Sie in Österreich die größten Chancen für erfolgreiche Innovationen?

Österreich ist es dank seiner Unternehmenslandschaft sehr gut gelungen, über Innovation die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit substantiell zu steigern. Insbesondere die intensive Zusammenarbeit von Wirtschaft und Wissenschaft zahlt sich aus. Mit dem Forschungsfinanzierungsgesetz und den FTI-Pakten gibt es einen klaren Umsetzungsmechanismus zur Erreichung der Ziele der FTI-Strategie. Mit bestmöglicher Unterstützung unserer innovativen Unternehmen und einem klaren Fokus auf hoch innovative Sektoren wollen wir als Arbeits- und Wirtschaftsministerium dazu beitragen, dass der eingeschlagene Innovationspfad fortgesetzt werden kann.

Ist Österreichs Gesellschaft durch Corona innovationsfreudiger geworden und wie schätzen Sie die Innovationsfreudigkeit hierzulande insgesamt ein?

Wie gesagt, Menschen verwenden vor allem neue Produkte, wenn sie einen konkreten Nutzen davon haben. Während Corona hat man diesen Nutzen vor allem im E-Health- Bereich gesehen. Fast 38% der Life-Science-Branche sind bereits in diesem Feld tätig. Die Hälfte aller Neugründungen in den letzten drei Jahren geht auf den Digital-Health-Sektor zurück.

Gibt es Vorbilder in Sachen Innovation, von denen man lernen könnte und sollte?

In anderen Ländern ist es einfacher, Innovationen zu erproben. Daher hat man im Finanz-

bereich vor einigen Jahren eine sogenannte „Regulatory Sandbox“ eingerichtet, in der Innovationen im Finanzbereich in einem geschützten Rahmen der Finanzmarktaufsicht getestet werden können. In anderen Ländern gibt es das auch in anderen Bereichen. Daher wird in der Bundesregierung an einem sogenannten Reallaborgesetz gearbeitet.

In der Medizinprodukte-Branche werden die regulatorischen Rahmenbedingungen immer strenger. Wie kann es gelingen, unter diesen Voraussetzungen noch Innovationen auf den Markt zu bringen?

Die neuen Regularien stellen sicherlich eine Herausforderung für die gesamte Branche dar, aber sie sind zur Verbesserung der Patientensicherheit notwendig. Für die österreichischen Unternehmen ist es entscheidend, sich rechtzeitig und tatsächlich in der Entwicklung mit den neuen Regularien auseinanderzusetzen und sich in der Entwicklungsphase von neuen Produkten von kompetenter Stelle beraten zu lassen.

Österreich hat nach wie vor keine Benannte Stelle für die Zulassung von Produkten.

Wie wirkt sich dieser Umstand auf den Wettbewerb aus?

Es gibt seit Jahren die österreichische Niederlassung der deutschen mdc (medical device certification GmbH) und die Quality Austria hat mit ihrer Tochtergesellschaft QMD Services GmbH alle Schritte unternommen, um eine Benannte Stelle nach IVDR und MDR in Österreich einzurichten. Diese Vorbereitungen sind zu weiten Teilen abgeschlossen. Insgesamt ist das Angebot an Benannten Stellen in Europa immer noch zu gering, aber hier muss und wird sich ein europäischer Angebotsmarkt entwickeln, der unabhängig vom Standort der Benannten Stelle EU-weit Services anbietet.

Welche Innovationen auf dem Sektor der Medizinprodukte waren für Sie persönlich in den letzten Jahren richtungsweisend?

Der Medizinprodukte-Sektor ist sehr breit gefächert und es sind so viele herausragende Innovationen auf den Markt gekommen. Exemplarisch fällt mir natürlich das Thema „Personalisierte Medizin“ ein, womit ein Paradigmenwechsel in der Medizin stattfindet, die bisherigen „One-size-fits-all“-Behandlungen weichen den neuen Ansätzen der personalisierten Präzisionsmedizin. 

Fit für die Zukunft

In Wien sind mehr als 250 Medtech-Unternehmen angesiedelt, die mit 9.120 Beschäftigten im Jahr 2020 rund 3,8 Mrd. Euro Umsatz generierten. LISAvienna setzt sich besonders für die innovativen Betriebe ein und berät zu Förderangeboten.

Positioniert an der Schnittstelle von Austria Wirtschaftsservice und Wirtschaftsagentur Wien unterstützt LISAvienna den Medizinprodukte-Bereich. Das Bewusstsein für die Bedeutung regulatorischer Fragen rund um die Marktzulassung von Medizinprodukten und In-vitro Diagnostika zu schaffen ist daher wichtiger Teil der Arbeit. Daher wurde kürzlich eine Regulatory Konferenz organisiert, zu der sich mehr als 400 Interessierte aus der DACH-Region angemeldet haben.

Auch Mag. Philipp Lindinger, AUSTROMED-Geschäftsführer war mit auf dem Podium. „Benannte Stellen, Behörden, Interessensgemeinschaften, der akademische Bereich und eine Vielzahl an Unternehmen entsenden Experten, um sich bei unserer Konferenz über Zulassungsfragen in Europa und in den USA auszutauschen. Besonders wichtig für uns ist, viele junge Unternehmen unter den Teilnehmenden zu sehen“, sind sich Johannes Sarx, MBA BSc und Mag. Philipp Hainzl, Geschäftsführer von LISAvienna, einig.

Teffpunkt zum Erfahrungsaustausch

Die regulatorischen Anforderungen an den Markteintritt müssen schon bei Gründungsprozessen und in den frühesten Entwicklungsphasen mitgedacht werden. Neben den Grundlagen wurden auch Spezialfragen für Fortgeschrittene behandelt. Damit etablierte sich die Veranstaltung, die heuer bereits zum sechsten Mal stattfand, auch bei erfahrenen KMUs und Großunternehmen als Fixpunkt für den Erfahrungsaustausch.

In Zusammenarbeit mit en.co.tec und unterstützt vom aws Programm LISA – Life Science Austria standen die Anforderungen der EU-Verordnungen zu Medizinprodukten und In-vitro Diagnostika (MDR und IVDR) im Vergleich zu den Regularien der US-amerikanischen FDA (Food and Drug Administration) im Mittelpunkt einer Podiumsdiskussion und wurden von zehn

vertiefenden Parallelseminaren erörtert. Abzuwarten bleibt, welche Lösungen zum Entschärfen des Flaschenhalses bei den Benannten Stellen umgesetzt werden. Unter der Leitung der AUSTROMED beschäftigte sich ein Seminar mit der Erstattung von digitalen Gesundheitsanwendungen im DACH-Raum.

Förderung und Standortstärkung

Einzelnen KMU aus Wien gelang es im Lauf der vergangenen Jahre, erfolgreich Zertifizierungsprozesse zu durchlaufen. Sie wurden von aws, FFG und Wirtschaftsagentur Wien fit für diesen großen Schritt gemacht. Gleichzeitig erprobt Österreich Maßnahmen, um das innovationsfördernde Potenzial der öffentlichen Beschaffung zu nutzen: 2021 wurde eine erste Ausschreibung im Digital-Health-Bereich umgesetzt – LISAvienna war als Partner involviert. Ein virtueller Marktplatz für innovative Lösungen präsentiert seither verwaltungstaugliche Innovationen aus diesem Bereich in der Erwartung, dass Leitkunden auf neue Produkte und Services aufmerksam werden.

Das heuer eingerichtete, mit 50 Millionen Euro dotierte Austrian Life Sciences Förderprogramm stärkt Österreich als Standort für die Entwicklung von Innovationen im Gesundheitsbereich. Ergänzend fördert der neue Digital Health Innovation Schwerpunkt im aws Seedfinancing Deep Tech Programm Start-ups mit bis zu 115.000 Euro. Im Fokus stehen dabei Innovationen rund um die elektronische Patientenakte und Telemedizin oder digital unterstützte Automatisierungslösungen für Robotik, Sensorik und 3D-Druck. Auch Lösungen für die Selbstbehandlung mithilfe von Wearables und Social Media, der Fitness-Bereich sowie datengetriebene Internet-of-Things-, Big-Data- oder KI-Ansätze sind förderbar.

Ein Kommentar von den LISAvienna-Geschäftsführern:



Johannes Sarx, MBA BSc



Mag. Philipp Hainzl

Info & Kontakt: www.lisavienna.at



Vernetzung ist das Gebot der Stunde!

Herausfordernde Rahmenbedingungen sorgen einerseits dafür, dass es Innovationen zunehmend schwerer haben, zum Anwender und zum Patienten zu kommen. Gleichzeitig haben „intelligente“ Produkte größere Chancen sich durchzusetzen. Warum das so ist, erklärt Univ.-Prof. Dr. Lars-Peter Kamolz, MSc, Leiter von COREMED – Kooperatives Zentrum für Regenerative Medizin.

Die JOANNEUM RESEARCH Forschungsgesellschaft mbH entwickelt Lösungen und Technologien für Wirtschaft und Industrie in einem breiten Branchenspektrum. In ihrem Zentrum für Regenerative Medizin „COREMED“ am Med-Campus Graz liegt der Schwerpunkt auf medizinischer Grundlagenforschung sowie präklinischer und klinischer Forschung, die sehr eng mit Partnern der Industrie kooperiert und gleichzeitig mit der nationalen und internationalen Forschungslandschaft sehr gut vernetzt ist.

Welche Schwerpunkte mit Fokus auf Medizinprodukte werden bei COREMED gesetzt?

Grundlagenforschung hat einen großen Schwerpunkt im Bereich Inflammation, und damit

bei Themen wie Wundheilung und Narbenbildung. Wir wollen diese Prozesse besser verstehen. Daraus entstehen dann in Kooperation mit der Industrie neue Produkte sowie Therapiemöglichkeiten.

Der zweite Bereich, der für die Medizinprodukte-Unternehmen von Bedeutung ist, sind Produkttests. Gerade im Hinblick auf die neuen EU-Verordnungen MDR und IVDR sind Nachweise zur Funktion, Sicherheit, Qualität und Wirkungsweise von Medizinprodukten von zunehmender Wichtigkeit. Hier arbeiten wir auch intensiv mit Abteilungen der plastischen Chirurgie zusammen, sodass die Grundlagenforschung direkt zum Anwender kommt und das Feedback rasch wieder in die Praxis der Betriebe zurückgespielt wird. Mediziner, die

»Im Spital sind viele Innovationen, zum Beispiel in der Wundversorgung, direkt kostenwirksam.«



Univ.-Prof. Dr. Lars-Peter Kamolz, MSc
Leiter von COREMED – Kooperatives Zentrum für Regenerative Medizin

täglich am Patienten arbeiten, kennen die Bedürfnisse sehr genau. In der Wundbehandlung gibt es schon sehr viele Produkte, die aus derartigen Kooperationen entstanden sind.

Österreich gilt eher als innovations- und wissenschaftsskeptisches Land. Welchen Stellenwert haben Innovationen im Gesundheitswesen unter diesem Aspekt?

Hier passiert schon ein Umdenken. Es geht nicht mehr darum, Wunden zu behandeln, sondern auch, sie zum Abheilen zu bringen, denn jeder Tag mehr Liegezeit kostet Leid und Geld. Daher sind zum Beispiel Innovationen im Bereich von Verbandstoffen direkt kostenwirksam – im Spital, beim Personal und damit auch volkswirtschaftlich.

Die EU-Verordnungen MDR und IVDR legen die Latte für Innovationen hoch. Kommen neue Produkte überhaupt noch rechtzeitig zu den Patienten?

Ganz im Gegenteil. Ich denke, dass man nun viel stärker interdisziplinär entwickeln muss und damit intelligente Produkte größere Chancen bekommen und für Scheininnovationen gar nicht erst Zeit und Geld verschwendet wird. Natürlich sind die Anforderungen strenger geworden, das heißt aber, dass bewusster mit Innovationen umgegangen und viel mehr schon in der Planung vorweggenommen wird.

Was muss eine Innovation aus Sicht eines Mediziners „leisten“ können, um Kostenparpotenziale zu eröffnen?

Das ist ganz einfach an einem Beispiel erklärt:

Ein moderner Verband soll nicht einfach eine Wunde abdecken, sondern muss schon mehr können, und zwar bei der Diagnose, der Therapie und der Wundheilung unterstützen. Sensor- und Indikatormaterialien können das. Damit schafft er mehr Komfort für Patienten und das Personal, denn niemand davon will täglich einen Verbandswechsel.

Was muss eine Innovation aus Sicht des Forschers „leisten“ können?

Forscher wollen etwas Neues, Bahnbrechendes entdecken und nachhaltige Veränderungen bewirken. Genau genommen haben wir das gleiche Interesse: Wir wollen Prozesse verstehen und Ergebnisse positiv verändern.

Was darf Innovation kosten und wer muss investieren?

Grundlagenforschung wird meist mit öffentlichen Geldern finanziert, sobald die ersten Anwendungen daraus entstehen, sind es oft Unternehmen, die sich beteiligen. Je früher eine Vernetzung stattfindet, desto besser. Das stellt sicher, dass die Forscher nicht an der Industrie vorbeientwickeln und die Industrie nicht an den Klinikern vorbeiarbeitet. Lange Zeit war es verpönt, mit der Industrie zu kooperieren, um die Unabhängigkeit der Forschung sicherzustellen. Mittlerweile haben wir aber alle erkannt, dass gute Kooperationen eine Grundlage sind, um auch praxistaugliche Ergebnisse zu erhalten. Wir brauchen beides – einen gewissen Grad an Unabhängigkeit, aber auch Wünsche und Vorgaben der Unternehmen.

„Man kann nicht nicht dabei sein.“

Von der Transformation der Arbeit bis hin zum Klimawandel und Gesundheit: Digitalisierung scheint eine Lösung für viele aktuelle Herausforderungen zu sein. Wie Innovation und Digitalisierung zusammenspielen, beschreibt Florian Tursky, MSc MBA, Staatssekretär für Digitalisierung und Telekommunikation.



Florian Tursky,
MSc MBA
Staatssekretär für
Digitalisierung und
Telekommunikation

Was bedeutet für Sie Innovation grundsätzlich und im Hinblick auf das Gesundheitswesen?

Innovationen ist für mich grundsätzlich immer etwas Positives, natürlich auch im Hinblick auf das Gesundheitswesen. Innovationen müssen wir fördern, besonders auch was die Digitalisierung des Gesundheitswesens betrifft. Positive Effekte sind beispielsweise Effizienzsteigerungen, verbesserte Arbeitsabläufe oder vertiefte Datenanalysen. Die beste technologische Neuerung ist jedoch wertlos, wenn sie von der Bevölkerung nicht genutzt werden kann. Daher fördern wir nicht nur die Innovationen selbst, sondern auch die Fähigkeiten, diese zu nutzen.

Kann Digitalisierung zur Förderung von Innovation beitragen?

Das steht außer Frage! Besonders in den letzten zwei Jahren haben wir gesehen, wie die Digitalisierung zur Förderung von Innovation beiträgt. Durch die mit Corona verbundenen Maßnahmen wie Homeoffice und Homeschooling hat man gesehen, was alles möglich ist. Das hat für viele Innovationen gesorgt, wie etwa das E-Rezept. So tragisch die Pandemie für uns alle war, im Bereich der Digitalisierung haben sich großartige Chancen ergeben. Diese gilt es nun zu nutzen, um am Ende des Tages zu den Digitalisierungsgewinnern zu gehören!

Wer ist verantwortlich, dass Innovationen in den Markt kommen?

Eine einzelne Verantwortlichkeit für Innovationen gibt es nicht. Innovation ist immer ein

Zusammenspiel aus den Faktoren Notwendigkeit, Akzeptanz, Umsetzbarkeit und den Rahmenbedingungen. In der Corona-Pandemie wurden beispielsweise aufgrund der Notwendigkeit die Rahmenbedingungen so angepasst, sodass diese für Innovationen in der Digitalisierung sorgten, wie beispielsweise das E-Rezept. Chancen wurden sehr rasch genutzt, nicht nur in der Wirtschaft, auch in der Verwaltung und im Privatleben.

Die Digitalisierung des Gesundheitswesens ist ein wesentlicher Teil des österreichischen Regierungsprogramms. Wo sehen Sie hier Chancen, wo Hürden und was sind die konkreten nächsten Schritte, um die Umsetzung zu beschleunigen?

Ich betrachte die Digitalisierung allgemein als große Chance, auch im Gesundheitswesen. Beispielsweise hat die Corona-Pandemie die Schwächen des bestehenden Epidemiologischen Meldesystems aufgezeigt. Daher wird nun, gemeinsam mit den Ländern, an einem „EMS 2.0“ gearbeitet. Aber auch an der Weiterentwicklung des elektronischen Mutter-Kind-Passes zum Eltern-Kind-Pass wird gearbeitet. Hier überall bietet die Digitalisierung Chancen, die wir auch nutzen.

Sind Bürger bereit für Innovation?

Die Bürger sind definitiv bereit für digitale Innovationen. Bereits vor der Pandemie haben wir gesehen, dass sich große Teile des alltäglichen Lebens in das Internet verlagert haben. Eingekauft wird im Internet und man tauscht sich über soziale Netzwerke aus. Klar ist, die digitale

Branchengruppenumfra

Ob Wundversorgung oder Diabetesprodukte – auch wenn neue Medizinprodu



DI Martin Glöckler
Sprecher der
AUSTROMED-
Branchengruppe
Diabetes

„Von alleine geschieht gar nichts.“



Was bedeutet für Sie Innovation im Gesundheitswesen?

Innovation bedeutet für mich zunächst die Verfügbarkeit einer neuen technischen Lösung. Aus langjähriger Erfahrung weiß ich aber, dass sich eine Lösung nur dann als Innovation im Gesundheitswesen durchsetzen kann, wenn gewährleistet ist, dass damit effizienter gearbeitet werden kann.

Wer ist verantwortlich, dass Innovationen im Gesundheitswesen gefördert werden und in den Markt kommen?

Von alleine geschieht gar nichts. Es braucht hier den Hersteller beziehungsweise dessen Händler, um den Wert einer Innovation für den Alltag im Gesundheitswesen adäquat darzustellen und bekannt zu machen. Eine Förderung innovativer Lösungen im Sinne einer Refundierung ist ein langer Weg. Vielfach muss daher ein innovatives neues Verfahren oder Produkt zunächst als „Vorleistung“ kostenlos zur Verfügung gestellt werden – ein nicht unbeträchtliches unternehmerisches Risiko.

Wo sehen Sie in Österreich Hürden für Innovation?

Im extramuralen Bereich eindeutig darin, dass keinerlei Verpflichtung zur Dokumentation ärztlichen Handelns besteht. Daraus ist eine Kultur der Beliebigkeit gegeben, die ein stures Festhalten an gewohnten Verfahrensweisen mit sich bringt.

Wo sehen Sie in Österreich Chancen für Innovation?

Meiner Erfahrung nach darin, dass es engagierten Ärzten im Klinikbereich möglich ist, den Einsatz innovativer Verfahren beziehungsweise Produkte – im allerdings begrenzten Rahmen – durchsetzen zu können. Durchaus ein Vorteil des zweigleisigen österreichischen Gesundheitssystems.

Kann Digitalisierung zur Förderung von Innovation beitragen?

Ja, klar! Man denke nur an ELGA, das in Umsetzung befindliche E-Rezept und die zunehmende Verbreitung des Einsatzes von Apps für chronisch Kranke. Damit sind vermehrt Real-World-Evidence-Daten verfügbar – ein sehr wichtiger Faktor zur raschen Durchsetzung von Innovationen.

Ist Innovationsförderung ein Standortfaktor? Wo konkret lässt sich das im Gesundheitswesen festmachen?

Auf jeden Fall. Es braucht aber mehr Know-how unter Investoren zur Risikobewertung neuer medizinischer Verfahren.

Welche Innovationen auf dem Sektor der Medizinprodukte waren für Sie in den letzten Jahren richtungsweisend?

Der Einsatz von Sensoren, sei es auf der Haut bzw. im Gewebe oder als Implantat, zum Beispiel zur Aufzeichnung von Herzrhythmusstörungen oder anderer Vitalparameter.

ge: Medizinprodukte-Branche geht in Vorleistung

kte die Versorgung verbessern könnten, haben sie es zunächst häufig schwer, in den Markt zu kommen.



Mag. Martina Laschet
Sprecherin der
AUSTROMED-
Branchengruppe
Verbandstoffe

„Innovationen stecken im Henne-Ei-Dilemma“



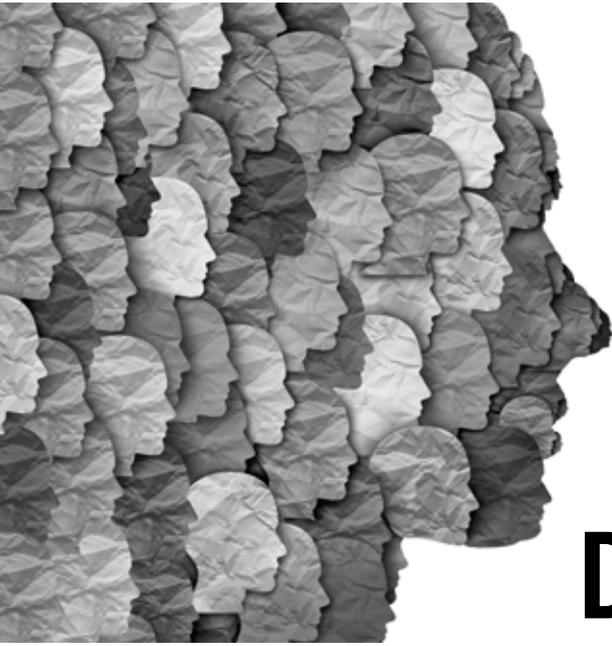
Die meisten Wunden, die versorgt werden müssen, sind chronische Wunden. Entgegen der landläufigen Meinung trifft das nicht nur die ältere Generation. Wir haben viele Betroffene im Alter zwischen 40 und 60 Jahren, die noch mitten im Arbeitsprozess stehen!

Zwei Schwerpunkte, auf denen wir das Augenmerk bei Innovationen richten, sind das Exudatmanagement und das Infektionsmanagement, denn das kann sich rasch zu einem multifaktoriellen Problem auswachsen und hohes Leid, aber auch hohe Kosten nach sich ziehen. Die Industrie ist hier im ständigen Austausch mit den Anwendern und den Entwicklungsabteilungen, um das Management weiter zu verbessern.

Für den Bereich „Wunde“ und „Kompression“ würde das Thema „Innovation“ sehr viel bedeuten. Die Betonung liegt klar auf „würde“, denn nach wie vor sind wir bei der Erstattung wirklich innovativer Produkte sehr eingeschränkt. Die Mehrheit der Wundpatienten finden wir im Outpatient-Markt. Hier haben wir auch eine hohe Dunkelziffer an nicht behandelten Patienten. Hier ist es aber schwierig, Innovationen in den Markt zu bringen. Einfacher ist das im intramuralen Setting, dort können wir neue Produkte besser testen. Gerade bei Verbandstoffen arbeiten wir in sehr engem Kontakt mit den Anwendern, um die Rückmeldungen wieder in die Forschung und Entwicklung innovativer, neuer Produkte einfließen zu lassen.

Dennoch: Der lange Weg in die Erstattung ist eine der Haupthürden und da stecken wir im Henne-Ei-Dilemma, ganz zu schweigen von der Frage einer Harmonisierung in einem Land wie Österreich. Die Krankenkassen fragen, ob es Good Practices aus den Anwendungen gibt, Anwendungen werden aber nicht erstattet und im Spital wird gefragt, ob es – wenn Patienten entlassen werden – dann auch erstattungsfähige Produkte für zu Hause gibt. Irgendwo müssen wir anfangen! Wir haben Produkte, für die wir schon jahrelang mit den Kassen verhandeln, und die sind in anderen Ländern längst erfolgreich am Markt. Durch die Preisgestaltung und die langwierigen Zulassungsprozesse haben Innovationen, die Anwendern und Patienten Vorteile verschaffen, dem System Kosten sparen und meist auch hohe Forschungsinvestitionen erforderlich gemacht haben, einfach keine Chance.

Einfache Lösungen, die einerseits die Pflege entlasten, aber auch für die Heimanwendung gut geeignet sind, oder auch Produkte, die eine rasche Diagnose erlauben, halte ich für richtungsweisend in unserer Branche. Es gibt schon Anwendungen mit Künstlicher Intelligenz, die anhand eines einfachen Fotos erkennen können, wie tief und groß eine Wunde ist, und die Ergebnisse automatisch in eine Wunddokumentation einspielen. Chancen sehe ich aber nur dann, wenn sich die Preisgestaltung verändert und sich der Wert der Innovation im Preis widerspiegeln kann.



Dem demografischen Wandel begegnen

Das Austrian Center for Medical Innovation and Technology (ACMIT) bringt Medizinprodukte von der Idee bis zum klinischen Einsatz. Dabei unterstützt es Forscher, Gründer und Betriebe im Innovationsprozess. DI Bernhard Nußbaumer, MAS EMBA, Chief Business Development Officer, gibt Einblick, warum Innovationen für das Gesundheitswesen von zentraler Bedeutung sind.

Was bedeutet für Sie Innovation grundsätzlich und im Hinblick auf das Gesundheitswesen?

Das Austrian Center for Medical Innovation and Technology (ACMIT) ist ein Forschungs- und Entwicklungszentrum im Bereich Medizintechnik und trägt „Innovation“ sogar im Namen. Als translationales Forschungszentrum machen wir innovative Technologien für Medizinprodukte nutzbar mit dem Ziel, damit die Gesundheitsversorgung nachhaltig zu verbessern.

Wer ist verantwortlich, dass Innovationen gefördert werden und in den Markt kommen?

Die Rahmenbedingungen, dass Innovation gedeihen kann, müssen Regierungen und politische Entscheidungsträger schaffen,



DI Bernhard Nußbaumer, MAS EMBA
Chief Business Development Officer, ACMIT

sowohl in Österreich als auch auf EU-Ebene. Ihnen obliegt es, eine den westlichen Standards entsprechende Gesundheitsversorgung zu gewährleisten. Zum Rahmen gehören aber auch der Bereich der Forschung und Wissenschaft sowie Bildung. Es muss Universitäten, FHs und Forschungsstätten geben, zudem müssen ein gewisser Innovationsgeist und die Möglichkeit, innovativ denken zu dürfen, auch in der Gesamtbevölkerung gefördert werden. Dazu

gehören zum Beispiel die Förderung und Finanzierung von Forschung und viele regulatorische Rahmenbedingungen, in denen sich die Akteure bewegen können und müssen. Neben der Wissenschaft braucht es Firmen, die innovative Produkte auf den Weg zu den Anwendern und Patienten bringen.

Wer bringt die Innovationen in das Gesundheitswesen?

Wir alle, denn als Patient kann ich Feedback geben und rückmelden, welche Produkte wirksam sind und welche nicht. Vonseiten der Regierung braucht es die bereits erwähnten Rahmenbedingungen, damit die Kommunikation zwischen den Akteuren fließen kann und die Umsetzer – das sind zum Beispiel Unternehmen, Forscher und Gesundheitsdienstleister – bestmöglich unterstützt werden.

Kann Digitalisierung zur Förderung von Innovation beitragen?

Es ist längst keine Frage mehr, ob wir im Gesundheitswesen auf Digitalisierung setzen müssen, sondern nur, wie schnell. Es ist eines der wertvollsten und leistungsstärksten Tools, das wir haben, um dem demografischen Wandel zu begegnen. Die Bedürfnisse nach einer hochwertigen und leistbaren Gesundheitsversorgung steigen und es liegt an uns allen, dafür Mittel und Wege zu finden. Wir wollen damit nicht den Menschen und die persönliche Dienstleistung ersetzen, sondern die neuen und wachsenden Anforderungen abfedern und dort sinnvoll ergänzen, wo diese persönliche Dienstleistung nicht erforderlich ist, zum Beispiel in der Administration.

Wo sehen Sie hier Chancen, wo Hürden und was sind die konkreten nächsten Schritte, um ein Innovationsklima zu beschleunigen?

Der regulatorische Rahmen wie die EU-Verordnungen MDR und IVDR sowie die Datenschutzgrundverordnung sind aus meiner Sicht aktuell die größten Hürden im Gesundheitswesen. Regeln zum Schutz der Patienten haben eine Komplexität erreicht, die am ursprünglichen Sinn vorbeigehen. Oft wird das aber auch als Vorwand genommen, um einer Umsetzung oder einem Fortschritt aus dem Weg zu gehen. Ich denke, dass es auch eine Form der Innovation ist, hier neue Wege zu finden und offener zu sein. Kein Regelwerk existiert zum Selbstzweck, also sollten wir versuchen, neue Wege der Interpretation und Umsetzung zu finden, die den Zweck – die Sicherheit – erfüllen, aber nicht unnötig komplex sind. Digitalisierung sehe ich als Chance, gerade diese überladene Administration zu erleichtern. Viele Daten werden redundant erhoben, hier könnte man mit digitalen Lösungen ganz rasch erheblichen Mehrwert schaffen.

Sind Anwender, Patienten oder Bürger bereit für Innovation?

Jeder Patient möchte bestmöglich versorgt sein, dafür ist er auch bereit Neues zu lernen, zum Beispiel den Umgang mit telemedizinischen

Anwendungen. Ärzte möchten ihren Aufwand vergütet haben, dann wären sie auch bereit mitzumachen. Ich denke, wenn alle die Vorteile sehen und erleben, dann gibt es keine vernünftigen Argumente dagegen. Wir müssen nur von Anfang an alle ins Boot holen – Krankenkassen, den intra- und extramuralen Bereich, Anwender, Patienten, Entwickler, Hersteller, ...

Gibt es Vorbilder in Sachen Innovation und Digitalisierung im Gesundheitswesen, von denen wir lernen können?

Deutschland oder Israel haben schon sehr gute Systeme, um digitale Gesundheitsanwendungen zu fördern. Es ist ein Tool, das viel bewirken kann, aber noch mit Vorbehalten zu kämpfen hat. Ich vergleiche das oft mit Assistenzsystemen im Auto. Niemand wollte das Ruder aus der Hand geben und heute können wir uns kaum vorstellen, ohne ABS, Tempomat oder automatisches Abblenden zu fahren. Bei vielen Aufgaben sind Maschinen einfach präziser und dort, wo das so ist, sollten wir durchaus auf die Technik setzen und delegieren.

Ist Österreichs Gesellschaft durch Corona innovationsfreudiger und offener für digitale Gesundheitsanwendungen geworden und wie schätzen Sie die Innovationsfreudigkeit hierzulande insgesamt ein?

Evidenzbasiertes Wissen würde sicher in der Bevölkerung gut ankommen und viel Vertrauen aufbauen – zum Beispiel die effektive und effiziente Klärung der Frage, ob ein Mensch „an oder mit Corona“ gestorben ist, durch neue innovative pathologische Verfahren. Aber die Kommunikation ist oft schiefgelaufen und hat das Gegenteil bewirkt. Zu viele widersprüchliche Aussagen lagen am Tisch und man hat die Interpretation der Bevölkerung überlassen, ohne entsprechend Unterstützung zu gewährleisten.

Wie wichtig ist Digitalisierung im Gesundheitswesen als Standortfaktor für Wirtschaft und Wissenschaft?

Elon Musk sagt dazu: "I could either watch it happen or be part of it." In 20 Jahren wird vieles digitalisiert sein und wir können heute entscheiden, ob wir vorne dabei sein oder nur zuschauen wollen.

Welche Innovationen auf dem Sektor der Medizinprodukte waren für Sie in den letzten Jahren richtungsweisend?

Die roboterassistierte Chirurgie, der Einsatz von KI zum radiologischen Befunden und die mRNA-Technologie. 

Investition in die Zukunft

Forschung und Innovation sind untrennbar miteinander verbunden und die Grundlage für Zukunftsvorhaben. Warum es einen offenen Diskurs dazu geben muss, erklärt Univ.-Prof. DI Dr. Reingard Grabherr, Leiterin des Instituts für Molekulare Biotechnologie an der Universität für Bodenkultur.



Univ.-Prof. DI Dr. Reingard Grabherr
Leiterin des Instituts
für Molekulare
Biotechnologie
an der Universität
für Bodenkultur, Wien

Welche Rolle spielt universitäre Forschung im Hinblick auf Innovation?

Universitäre Forschung spielt in dieser Hinsicht eine sehr große und wichtige Rolle, einerseits entstehen an den Universitäten grundlegende Forschungserkenntnisse, aber auch im angewandten Bereich kommen sehr viele Innovationen aus den Universitäten in die Industrie. Es gibt unzählige Kollaborationen zwischen Universitäten und Unternehmen, gerade im Bereich der medizintechnischen und pharmazeutischen Produkte. Dabei geht es oft um die Entwicklung neuer Medikamente und Behandlungen, aber auch um verbesserte Herstellungsverfahren von leistbaren und qualitativ hochwertigen Produkten. In Zukunft muss man bei den Forschungs- und Entwicklungsarbeiten sicherlich mehr darauf achten, nachhaltig und möglichst ressourcenschonend zu produzieren. Um bei Gas-, Strom- und Wasserverbrauch effizienter zu werden, müssen neue und innovative Konzepte entwickelt und umgesetzt werden. Dafür braucht es die Grundlagen- sowie die angewandte Forschung.

Wo sehen Sie in Österreich Hürden für die universitäre Forschung?

In erster Linie bei den mangelnden Fördergeldern, im Bereich der Grundlagenforschung aber auch bei der Translation in die angewandte Forschung. Es gibt hierzulande sehr viele exzellente Forschungsgruppen, an allen Universitäten, leider reichen die staatlich geförderten Mittel nicht für alle aus. Das führt auch dazu, dass Karrieremöglichkeiten für junge Wissenschaftler an den Universitäten nur sehr begrenzt oder gar nicht vorhanden sind. Viele Nachwuchswissenschaftler gehen in Ausland, wo es bessere Chancen und mehr finanzielle Mittel gibt. So verlieren wir gut ausgebildete Experten.

Wo sehen Sie in Österreich Chancen für die universitäre Forschung?

Am ehesten im Bereich der Technologieentwicklung. Namhafte Firmen haben in den letzten Jahren sehr viel Geld in ihre Standorte in Wien und Umgebung investiert, weil die Forschung und Ausbildung an den österreichischen Universitäten im Bereich Medizin und Biotechnologie sehr gut ist und genügend hochqualifizierte Fachkräfte rekrutiert werden können.

Welche konkreten Änderungswünsche haben Sie, um die Rahmenbedingungen zu optimieren?

Insbesondere Karrieremodelle für junge Wissenschaftler gehören installiert und entsprechende Positionen zur Verfügung gestellt. Man müsste die Positionen auch attraktiver machen und mit Sachmitteln und Personal ausstatten.

Ist die Gesellschaft durch die Corona-Krise innovations- und wissenschaftsfreudiger geworden und wie schätzen Sie die Innovationsfreudigkeit hierzulande insgesamt ein?



»Hürden für die universitäre Forschung sehe ich in erster Linie bei den mangelnden Fördergeldern, im Bereich der Grundlagenforschung, aber auch bei der Translation in die angewandte Forschung.«

Ich denke, die Krise hat Medizinprodukte-Hersteller wissenschafts- und innovationsfreudiger gemacht. Sie suchen aktiver universitäre Forschungspartner und investieren Geld in neue Ideen. Die Nachfrage ist sehr groß, da wir wissen, dass wir in den nächsten Jahren und Jahrzehnten im Gesundheitssektor eine Reihe neuer Herausforderungen bewältigen müssen. Die Corona-Pandemie hat gezeigt, wie schnell Krisen entstehen und wie lange es dauern kann, diese in den Griff zu bekommen. Die Gesellschaft in Österreich selbst scheint nicht innovations- oder wissenschaftsfreudiger geworden zu sein, einerseits verwenden wir täglich Produkte, die es ohne Technologieentwicklung und Forschung nie geben würde, andererseits gibt es sehr viel Wissenschaftsskepsis in der Bevölkerung.

Gibt es Vorbilder in Sachen Innovation und Forschung im Gesundheitswesen, von denen man lernen könnte und sollte?

Manche Länder investieren mehr Geld in Forschung und in manchen Ländern ist die Aufgeschlossenheit gegenüber der Forschung in der Bevölkerung größer. Das hat meist politische und soziologische Gründe, die sich nicht so leicht ändern lassen. Wichtig sind der offene Diskurs und die Kommunikation, aber auch die Vermittlung von Wissenschaftsverständnis und was wissenschaftliches Arbeiten bedeutet an den Schulen.

Wie kommen Forschungsergebnisse in die Praxis – konkret an den Patienten?

Es gibt Wissenschaftskommunikation, die auch in der Praxis ankommt, wenn Ärzte und medizinisches Personal zum Beispiel wissenschaftliche Publikationen lesen und neueste Erkenntnisse in ihre Behandlungsmethoden einfließen lassen. Und dann gibt es Impfstoffe, neue medizinische Messgeräte, also Produkte, die

zuerst entwickelt werden, in klinischen Studien getestet und produziert werden. Hier werden Verträglichkeit und Wirksamkeit geprüft, erst wenn beides feststeht und das Produkt von der Behörde freigegeben ist, kann ein Produkt beim Patienten ankommen.

Kann Digitalisierung zur Förderung von Innovation im Gesundheitswesen beitragen?

Prozesse können vereinfacht und beschleunigt werden, das hat man ja auch während der Krise gesehen, Krankenschreibungen, Rezepte, elektronischer Impfpass sind jedenfalls Errungenschaften, die die Abläufe vereinfachen. Auch bei der Forschung und Lehre ist die Digitalisierung nicht mehr wegzudenken.

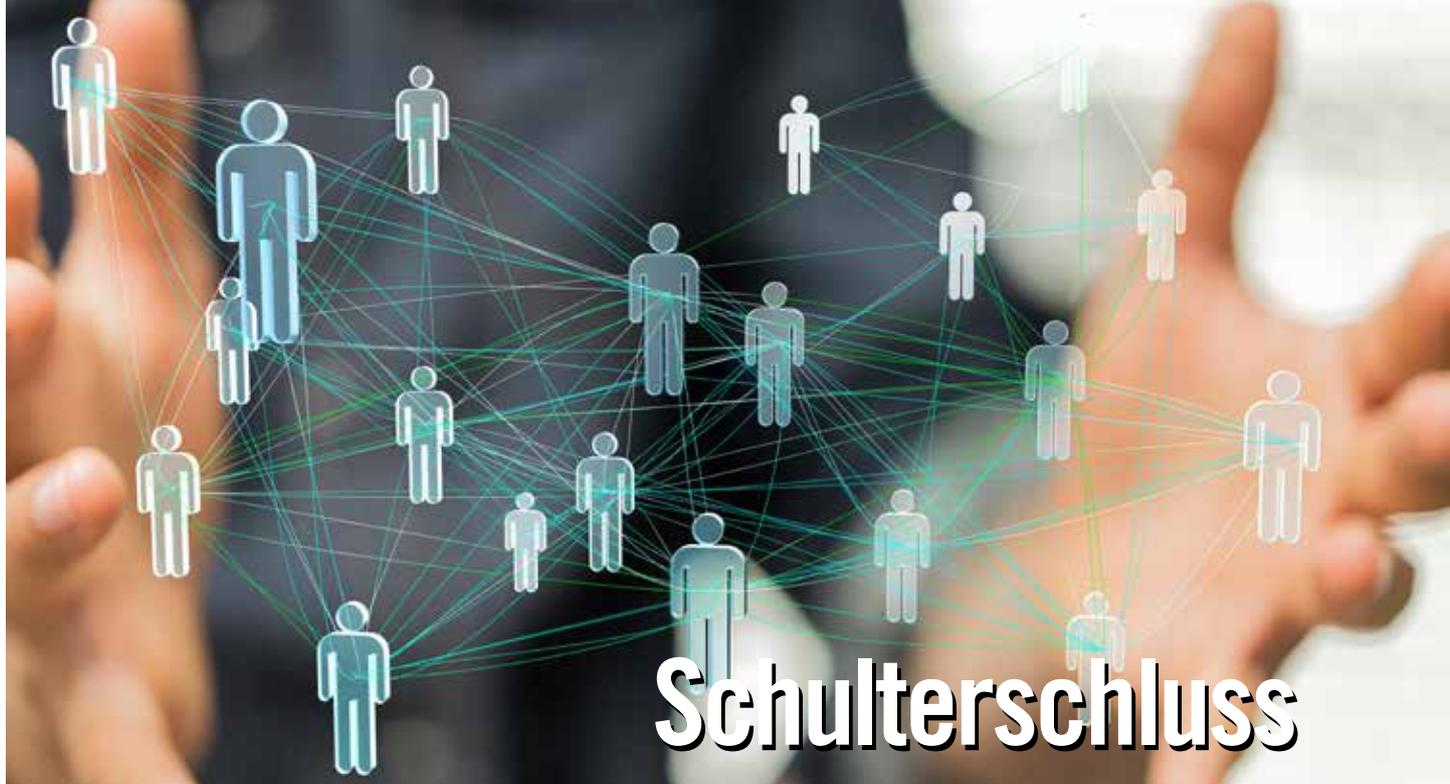
Ist Innovationsförderung ein Faktor für einen starken Wissenschaftsstandort?

Innovationsförderung an Universitäten und in Firmen stärkt natürlich den Standort, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Wissenschaft und Forschung, sondern auch im Hinblick auf die Wirtschaft. Viele Erfindungen, die an Universitäten gemacht wurden, führten zu Start-ups und in weiterer Folge zu etablierten Firmen, gerade im biotechnologischen und medizinischen Bereich.

Welche Innovationen auf dem Sektor der Medizinprodukte waren für Sie in den letzten Jahren richtungsweisend?

mRNA-basierte Produkte sind sicher eine neue Grundlage verschiedenster Therapien, auch bei der Behandlung von Krebs oder Erbkrankheiten.





Schulterschluss

Branchenverbände haben in Österreich lange Tradition. Kein Wunder, ist doch das Gemeinsame mehr als die Summe der Teile.



Lukas Seper
Obmann von
Health Pioneers

Wer in der Gesundheitspolitik, bei Stakeholdern oder auch am internationalen Parkett gehört werden will, hat im Verbund klar bessere Chancen – erst recht, wenn es um ein junges Feld wie digitale Gesundheitsanwendungen (DiGAs) geht. Im Frühjahr hat sich daher der Verband Digitale Gesundheitsversorgung Österreich – kurz Health Pioneers – formiert und will als Branchenverband die Interessen aller Hersteller von Digital-Health-Anwendungen in Österreich vertreten. Ziel ist es, die Förderung der digitalen Gesundheitsversorgung zu verbessern.

Die Etablierung der unabhängigen Interessensvertretung der österreichischen Digital-Health-Industrie ist aber nur der erste Schritt. Langfristig wollen die Gründer den innovativen und wirtschaftlich starken Industriezweig gemeinsam weiterentwickeln. Ein zentraler Aspekt ist die Repräsentation der österreichischen Digital-Health-Industrie gegenüber nationalen und internationalen Entscheidungsträgern und die Zusammenarbeit mit anderen Interessenverbänden der digitalen Gesundheitstechnologie-Industrie im In- und Ausland. Lukas Seper, hat die Health Pioneers mit auf den Weg gebracht und beschreibt die Herausforderungen, die Gründer – besonders im Bereich digitaler Gesundheitsanwendungen – in Österreich haben und welche Lösungen möglich sind.

Wie kam es zur Gründung der Health Pioneers?

Ich bin selbst Gründer eines Start-ups und hatte

die „typischen“ Probleme, die Jungunternehmer in Österreich vorfinden. Die Wartezeiten bei administrativen Anforderungen sind lang und es ist schwierig, an Stakeholder heranzukommen. Noch schwieriger ist es, dann auch in absehbarer Zeit Zusagen zu erhalten oder klare Vereinbarungen zu treffen. Kurz gesagt: Für uns bewegt sich alles zu langsam, zu intransparent und zu unverbindlich. In so einer Situation sucht man sich Gleichgesinnte, um Erfahrungen auszutauschen. Eine Gruppe aus der Gründerszene im Gesundheitswesen hat bald festgestellt, dass wir nicht organisiert sind, und das ist ein Hindernis. So entstand die Idee, einen Branchenverband für Start-ups zu Gründen. Die Kriterien: Das Unternehmen ist jünger als zehn Jahre und beschäftigt sich mit der Digitalisierung der Gesundheitsversorgung.

Gibt es Vorbilder dazu?

Ja, in Deutschland gibt es den Spitzenverband Digitale Gesundheitsversorgung e.V. Er tritt als gemeinsame Stimme aller E-Health-Anbieter und Förderer in Deutschland an, vertritt seine Mitglieder gegenüber den anderen Partnern des Gesundheitssystems, der Politik und der Öffentlichkeit.

Wir haben in Österreich die AUSTROMED als Interessensvertretung der Medizinprodukte-Unternehmen. Wo gibt es hier Überschneidungen oder gemeinsame Themen?

Ich sehe die Health Pioneers keinesfalls als Konkurrenz. Wir widmen uns in erster Linie

den Anliegen der Gründer und ihren Lebenswelten. In der AUSTROMED sind große, etablierte Unternehmen oder Konzernmitglieder, die ganz anderen Herausforderungen gegenüber stehen. Insofern ergänzen sich unsere Anliegen in vielen Bereichen. Unsere Schwerpunkte sind digitale Gesundheitslösungen sowie Arbeitsabläufe, die damit zusammenhängen. Da geht es oft gar nicht um Medizinprodukte. Daher sehe ich insgesamt Schnittmengen aber auch ganz eigene Themen.

Der Branchenverband ist von Digital-Health-Innovatoren getragen. Was genau verstehen Sie unter „Innovation“?

Innovation ist kein Selbstzweck. Eine Innovation – die Erfindung von neuartigen Produkten und Services – braucht Anwender, einen Markt und muss Mehrwert schaffen.

Es gibt mittlerweile unzählige Start-ups und Förderungen im Gesundheitswesen. Ist unsere Gesellschaft – vielleicht gerade durch die Krise – innovationsfreudiger geworden?

Im Gesundheitswesen gibt es viele Gründungen im Digitalsektor, weil er als großer Problemlöser für fast alles gesehen wird. Die Erwartungen an digitale Anwendungen sind hoch: Sie sollen das Versprechen auf Effizienzsteigerung, bessere Zugänge zu Information, bessere Steuerung von Patientenströmen auch erfüllen. Ehrlicherweise sind wir aber über weite Strecken noch sehr entfernt davon, dass sich digitale Gesundheitsanwendungen so auf die Versorgungsqualität auswirken.

Was kann der Berufsverband in diesem Zusammenhang leisten?

Es ist ähnlich wie im österreichischen Fußball: Wir haben zahlreiche Topspieler in der Jugend, aber der Sprung in die europäischen Profiligen und Topmannschaften ist die Herausforderung. Als Verband wollen wir vor allem Information and Education betreiben. Wir haben eine starke Grundlagenforschung und zahlreiche außeruniversitäre Institutionen, die ihre Produkte aber meist anderswo auf den Markt bringen. Die Transformation vom Wissen zum Umsetzen fehlt oftmals in Österreich, obwohl alle erforderlichen Bedingungen erfüllt wären. Wir haben beispielsweise eine der größten europäischen Gesundheitskassen, die ÖGK, doch mir ist kein Innovationsprojekt mit Start-ups bekannt, das von der ÖGK auch unterstützt werden würde. Es liegt dabei nicht an einzelnen engagierten Menschen innerhalb der Institutionen, sondern am politischen Willen und den entsprechenden Strukturen.

Wer macht es besser?

Wir schauen gerne nach Finnland. Dort gibt es ein absolutes Grundvertrauen in die Institutionen und viele erfolgreiche Spin-offs. Gesundheitsdaten werden ohne Misstrauen der Forschung zur Verfügung gestellt und das Land hat eine absolut hochwertige datengetriebene Gesundheitsversorgung.

Wäre ein digitales Versorgungsgesetz, wie es Deutschland hat, eine Lösung?

Auf jeden Fall. Wir brauchen einen Rahmen, am besten gleich auf europäischer Ebene.

Die EU-Regulatorien für die Medizinprodukte-Branche (MDR und IVDR) werden immer wieder als großer Hemmschuh für Innovationen genannt. Wie sehen Sie das?

Die Währung eines Start-ups ist Vertrauen, daher sind diese Regulatorien absolut notwendig, damit wir uns überhaupt im Markt behaupten können. Seit wir mit XUND unser Produkt als Klasse 2a nach Medical Device Regulation zertifizieren konnten, fragt uns niemand mehr ob, sondern nur mehr wo wir unser Produkt auf den Markt bringen wollen. Wir haben erst kürzlich ein Investment aus den USA bekommen, weil man in Übersee überzeugt war, dass wir und insbesondere europäische Digital-Health-Start-ups Qualität liefern. Wir denken aber diese Anforderungen von Anfang an mit und sind auch ein vergleichsweise kleines Unternehmen. Ich kann mir schon vorstellen, dass für große etablierte Player der Aufwand jetzt enorm ist. Da wird es unweigerlich zu einer Marktberreinigung kommen.

Was würden Sie sich wünschen?

Gebt den Start-ups Projekte und nicht einfach nur Fördergeld. Förderprojekte sind kein Anreiz für Investoren, die möchten skalierbare Ergebnisse sehen. Zudem haben wir enorm viele Pilotprojekte, die nie den Schritt in den Regelbetrieb schaffen. Wir brauchen – auch in der Politik – einen Schulterschluss mit einer klaren Strategie und einem langfristigen Budget, wenn sich an der Gesundheitsversorgung etwas ändern soll. Die Digitalisierung ist dann ein Teil davon. Es braucht eine gezielte Förderung für regulatorische Anforderungen wie die MDR und IVDR. Zertifizierungen sind teuer, da müssen alle in Vorleistung gehen und manche hochinnovativen Start-ups verhungern mangels Finanzierung auf der Reise dahin. Die Schaffung eines Innovationsfonds für Projekte zur Verbesserung der Gesundheitsversorgung, wie zum Beispiel Heal Capital in Deutschland, der professionell geführt wird und nicht politisch besetzt ist, wäre wünschenswert. 

Vorsprung durch Innovation

Innovative Medizinprodukte machen die Arbeit von Gesundheitsdienstleistern leichter und verbessern die Lebensqualität von Betroffenen. Doch wie wichtig ist Innovation auch im täglichen Arbeitsalltag der Medizinprodukte-Unternehmen?

Das Gesundheitswesen ist von kurzen Innovationszyklen und schnellen Veränderungen geprägt. Das Potenzial einer Organisation wie eines Spitals, aber auch eines Medizinprodukte-Betriebes, sich an diese veränderten Rahmenbedingungen anzupassen, kann eine wichtige Quelle für Wettbewerbsvorteile sein. Anstatt sich dabei nur auf die Erfahrungen und Fähigkeiten des Topmanagements zu verlassen, kann auch die kollektive Intelligenz einer Organisation helfen, um schnell unkonventionelle und kreative Lösungen zu finden. FH-Prof. Dr. Teresa Spieß vom MCI, der unternehmerischen Hochschule in Innsbruck, hat untersucht, welche Strukturen es braucht, damit innovatives Arbeitsverhalten oder kreative Beiträge auch möglich sind.



**FH-Prof.
Dr. Teresa Spieß**
Management,
Communication & IT
(BA, MA)
MCI | DIE UNTER-
NEHMERISCHE
HOCHSCHULE®

Was sind innovative Verhaltensweisen am Arbeitsplatz?

Innovative Verhaltensweisen sind in der Organisationsforschung kein neues Thema. Daniel Katz hat beispielsweise schon 1964 geschrieben, dass eine Organisation, die sich ausschließlich auf Verhaltensvorgaben stützt, ein sehr fragiles soziales System ist. Obwohl diese These mittlerweile schon mehr als 60 Jahre alt ist, kommt ihr heute vielleicht noch höhere Relevanz zu.

Betrachtet man Verhaltensweisen in Organisationen, gibt es einerseits vorgeschriebenes Rollenverhalten, das sich zwischen unterschiedlichen Berufen, auch innerhalb einer Organisation unterscheidet. Sogenanntes Extrarollen-Verhalten andererseits umfasst Verhaltensweisen, die der Organisation zuträglich sind, die aber über dieses vorgeschriebene Rollenverhalten hinausgehen, wie beispielsweise freiwillige Mehrarbeit und Hilfeleistun-

gen für Kollegen. Dazu gehören auch positive Kommunikation über die Organisation bei Dritten, freiwillige Weiterentwicklung von Fähigkeiten für den Beruf bzw. die Organisation oder eben innovative Verhaltensweisen, wie beispielsweise kreative Vorschläge zur Verbesserung einzubringen, zu vermarkten und umzusetzen. Dieses Extrarollen-Verhalten wird üblicherweise weniger von Entlohnungssystemen berücksichtigt und kann vielleicht als zutiefst menschliches, soziales Verhalten betrachtet werden. Das ist vor allem auch span-

nend vor dem Hintergrund der Zukunft der Arbeitswelt und voranschreitender Automatisierung, da speziell diese Verhaltensweisen auch in der Zukunft ausschließlich von Menschen in Organisationen eingebracht werden können.

Wie sieht der „ideale“ innovative Mitarbeiter aus?

Im Gegensatz zum vorgeschriebenen Rollenverhalten kann Extrarollen-Verhalten wie innovatives Arbeitsverhalten wesentlich besser durch individuelle Unterschiede erklärt werden. Es ist also durchaus möglich, Individuen zu identifizieren oder Profile von Personen zu skizzieren, die mit größerer Wahrscheinlichkeit innovative Verhaltensweisen zeigen werden. Die individuelle Dimension allein ist allerdings kein Erfolgsgarant. Neben entsprechenden organisationalen Rahmenbedingungen können auch andere Einflussfaktoren dazu führen, dass diese Mitarbeiter keine solchen Verhaltensweisen zeigen. Die bisherige Forschung zeigt jedoch, dass es helfen kann, im Bewerbungsprozess speziell nach Menschen Ausschau zu halten, die ein hohes Level an Proaktivität und Offenheit für neue Erfahrungen zeigen und



generell unterschiedliche Interessensgebiete angeben.

Welches Unternehmensumfeld benötigen diese Mitarbeiter?

Damit Mitarbeiter ihre innovativen Verhaltensweisen auch zeigen können, müssen Organisationen entsprechende Rahmenbedingungen dafür sicherstellen. Letztlich ist ein Umfeld, in dem Freiräume geschaffen werden, die nur durch wirklich wichtige und notwendige Auflagen eingeschränkt werden, sowie Aufgaben und Verantwortungsbereiche, die eine möglichst viel Flexibilität zulassen, am besten geeignet für das Ermöglichen innovativer Verhaltensweisen. Das mag in Bereichen, in denen Fehler zu schwerwiegenden Konsequenzen führen, wie etwa im Gesundheitswesen, schwieriger umzusetzen sein. Es ist jedoch jedenfalls einen Versuch wert, indem klar definierte, geschützte Räume geschaffen werden, in denen innovative Verhaltensweisen wertgeschätzt werden.

Braucht es eine kritische Betriebsgröße, um Innovation gezielt zu fördern?

Die bloße Anzahl der Mitarbeiter ist nicht ausschlaggebend dafür, ob es in einer Organisation zu innovativem Arbeitsverhalten kommt. Im Gegensatz dazu ist die grundsätzliche Haltung im Unternehmen hin zu einer Kultur der kollektiven Intelligenz relevant. Werden innovative Beiträge und Verhaltens-

weisen gefördert und geschätzt, werden sie sich mit der Zeit häufen. Ohne Unterstützung werden sich Mitarbeiter auch dann, wenn sie Fähigkeiten und Ideen haben, nicht einbringen und im schlimmsten Fall nach anderen Unternehmen suchen, in denen sie Ihre Ideen einbringen können. Also letztlich geht es um echte Einbindung – obwohl das nicht bedeutet, dass immer alle Ideen, die eingebracht werden, auch umgesetzt werden müssen. Aber an dieser Stelle muss es eine transparente und klare Kommunikation geben. Das mag für manche Unternehmen ohnehin schon selbstverständlich sein, bei anderen steht hier vielleicht an erster Stelle noch mehr Veränderung auf der Organisationsseite hin zu modernen agileren Strukturen.

Welche drei Empfehlungen aus Ihrer Forschungsarbeit haben Sie für Organisationen, die den Innovationsgeist fördern wollen?

1. Bereits im Bewerbungsverfahren auf Proaktivität, Offenheit für neue Erfahrungen und vielschichtige Interessensgebiete der potenziellen Mitarbeiter achten;
2. organisationale Strukturen bzw. geschützte Räume schaffen, die Innovativität erlauben und
3. bisherige Rahmenbedingungen überdenken und Veränderungsbereitschaft zeigen – zumindest an Stellen, wo Gefahr für schwerwiegende Konsequenzen gering ist. 

Verschieben Sie Ihr Ablaufdatum!

Innovativ zu sein ist zeitlich nicht begrenzt. Es gibt keinen Anfang und kein Ende und es ist – wie viele vielleicht hoffen – auch nicht irgendwann vorbei. Innovationen und Veränderung sind das „neue Normal“.



Lena Lührmann
Unternehmensberaterin
und Expertin für
Innovation und
Zukunftssicherung

Wie wir bereits von der Pandemie wissen, ist es oft unbequem, sich an Neues zu gewöhnen. Wie es dennoch klappen kann, erklärt Lena Lührmann, Unternehmensberaterin und Expertin für Innovation und Zukunftssicherung, die kürzlich das Buch „Innovation leben!“ veröffentlicht hat, in dem sie „Out-of-the-Box“-Tipps gibt, wie Unternehmen Zukunftspotenziale erkennen, beurteilen und heben können.

Was genau verstehen Sie unter Innovation?

Für mich bedeutet Innovation „Zukunftssicherung“. Damit meine ich, dass jedes Unternehmen oder jede Gesellschaft dafür sorgen muss, dass sie morgen noch relevant in ihrem Tun ist. So wie viele heute arbeiten oder entwickeln, sind sie das aber nicht mehr lange, sie haben ein klares Ablaufdatum. Innovation bedeutet dann, dieses Ablaufdatum in die Zukunft zu verschieben und morgen noch relevant und am Puls der Zeit zu sein. Das heißt jetzt aber nicht, dass man ständig etwas Neues erfinden muss! Das kann ein Produkt sein, das kann die Digitalisierung von Prozessen sein, das kann aber auch die Investition in Mitarbeitende sein, die nach vorne denken oder die Veränderung des Mindsets der Führungskräfte. Zukunftssicherung muss den gleichen Stellenwert haben wie Prozessoptimierung oder Marktausweitung.

Wie kann ein Unternehmen der Medizinprodukte-Branche zukunftssicher werden?

Mein Tipp: der 360-Grad-Blick. Man muss alle Bereiche im Unternehmen beachten, nicht nur jene Teile, wo es um die Entwicklung neuer Produkte geht. Eine gute Frage, die man sich selbst stellen sollte: „Wo stehen wir gerade hinten an, wo gibt es Schwierigkeiten?“ Hat man diese „Baustellen“ gefun-

den, dann geht es ans Beheben der Schwachstellen.

Warum benötigen Unternehmen Innovation und wie viel davon?

Das hängt vom Angebot ab. Hat ein Unternehmen Produkte, die am Markt nicht abgelöst werden können, dann wird vergleichsweise weniger dringend Innovation benötigt. Aber Achtung, hier sollte man wirklich kritisch hinschauen und sich nichts schönreden. Wer Produkte mit kurzen Lebenszyklen hat, die auch noch von vielen Mitbewerbern angeboten werden, der sollte sich schleunigst Gedanken um sein Ablaufdatum machen. Das Innovationsbestreben ist immer gleich, denn es ist der Maßstab für die Zukunftssicherung. Und hier gibt es keinen Anfang und kein Ende, kein Genug oder Zuviel. Zukunftssicherung muss gelebter Unternehmensalltag sein, das neue Normal.

Die gute Nachricht dabei ist, dass wir nicht unbedingt immer alles selbst erfinden müssen. Kooperationen – beispielsweise in der Forschung und Entwicklung – sind gute Möglichkeiten, sich das möglicherweise fehlende Mindset dazu zu holen. Auch das erfordert Mut und Veränderung – nicht jeder ist bereit zu kooperieren. Wichtig ist, nie aufzuhören, sich umzusehen und über den Tellerrand zu blicken. Klar ist: Wer sich nicht auf Neues einlassen will oder kann, der hat ein irreversibles Ablaufdatum. Zuerst werden die Betriebe oder Gesellschaften, die das betrifft, schrumpfen und irgendwann in der Bedeutungslosigkeit verschwinden. Man kann sich nicht ewig darauf ausruhen, dass man 30 Jahre erfolgreich war. Das mag schon sein – aber die viel wichtigere Frage ist ja: Was ist mit den nächsten 30 Jahren?

Gibt es Vorbilder, von denen man lernen sollte?

Wir schauen immer nach außen, wer die großen Innovatoren sind. Ich bin überzeugt, die wirklichen Innovatoren haben wir schon alle in den eigenen Betrieben, Menschen mit Erfahrung, Zielgruppen-, Markt- und Produktkenntnis. Aber sie werden nicht gehört, man traut es ihnen nicht zu oder sie sitzen an strategisch falscher Stelle. Nehmen Sie die Menschen im eigenen Betrieb als Vorbild und befähigen Sie sie, ihre Innovationskraft zu entfalten.

Wer ist „zuständig“ für Innovation?

Alle im Betrieb. Es ist der Chef, der es ermöglichen muss, dass Mitarbeiter unbequeme Fragen stellen dürfen. Es ist das mittlere Management, die erkennen müssen, wenn im Team jemand gute Impulse bringt und nicht nach traditionellen Mustern denkt. Die wirklichen Innovatoren sitzen meist auch nicht in der Chefetage.

Was für Fähigkeiten brauchen Menschen dazu?

Das Schwierigste ist es, loszulassen. So können erst Chancen und Risiken erkannt und schonungslos offen gelegt werden. Von Mitarbeitenden würde ich mir mehr Unbequemlichkeit wünschen. Meist sind viele schon so an eingewachsene Strukturen angepasst, dass ihnen der Mut abhanden gekommen ist, ihre Ideen überhaupt laut auszusprechen.

Welche Rolle spielt die Digitalisierung?

Europäische Gesundheitssysteme sind hier behäbig und „fremdeln“. Nachdem es keine sachlichen Gründe gibt, das Potenzial digitaler Anwendungen auszuschöpfen, können es auch hier nur emotionale sein: zu viel Mühe, zu viel Angst vor Veränderung, zu unangenehm, sich auf Neues einzulassen.

Ihr Motto lautet: „Wo keiner weiß, wie es geht – da ist vorne“ – können Sie das ein wenig beschreiben?

Wenn ich immer ausgetretene Wege gehe, kann ich immer nur der Zweite sein. Wir in Europa lieben Best-Practice-Beispiele – und genau das ist das Problem. Wenn ich nur nachmache, was andere schon getan haben, werde ich keine neuen Wege gehen können. Das heißt nicht, dass wir immer das Rad neu erfinden müssen, aber wir brauchen Mut, auch einmal etwas zu probieren, was vor uns noch kein anderer gemacht hat.

In der Medizinprodukte-Branche werden die regulatorischen Rahmenbedingungen immer strenger. Wie kann es gelingen, unter diesen



Impulse bringt –
„Out-of-the-Box“-Denken erkennen –
zukunftsicher bleiben

Voraussetzungen noch Innovationen auf den Markt zu bringen?

Oft gelingt es jetzt auch schon, diese Regeln so zu interpretieren, dass sie möglichst wenig einschränken. Am einfachsten wäre es, die Frage zu stellen: Was wäre ohne diese regulatorischen Rahmenbedingungen anders? Ziel der Gesetzgeber ist es, das Wohlergehen der Menschen zu sichern. Wenn man es schafft, den Gestaltern anhand einfacher, klarer und effizienter „Out-of-the-Box“-Lösungen zu zeigen, wie es ohne diese Regeln oder mit veränderten Regeln besser gehen würde, gibt es keinen Grund mehr, daran festzuhalten. Anstatt umfangreiche Konzepte und viel Papier vorzulegen, machen Sie es an einem praktischen Beispiel fest, indem Sie die Regeln außen vorlassen und zeigen, was dann möglich wäre. Was hier auch noch hilft, ist, die informierte Öffentlichkeit einzubinden und ein Thema buchstäblich „öffentlich“ zu machen. Fest steht: Wir können Regeln nicht abschaffen, aber wir können die Macher der Regeln zum Umdenken motivieren. Andernfalls innovieren wir nur um Regularien herum und das beschneidet die Zukunftssicherung. Am Ende überholen uns dann jene Länder, die keine Regularien haben ...

Welche Innovationen im Gesundheitswesen finden Sie besonders hervorhebenswert?

Alle, die den Menschen dort ersetzen, wo die Maschine etwas besser kann, also etwa die KI zur Befundung bei Röntgenbildern, und alle Produkte, die Menschen im Gesundheitswesen entlasten, zum Beispiel eine digitale Dokumentation. Mitarbeiter im Gesundheitswesen müssen weg von der Angst, ersetzt zu werden. Sie müssen nur dort loslassen, wo es Maschinen gibt, die ihre Arbeit besser oder leichter machen. Am Ende gibt es für die Mitarbeiter immer noch ausreichend zu tun!

Medizinprodukte-Branche erhöht Resilienz



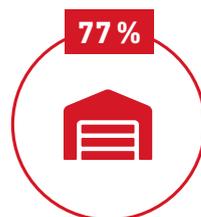
Die Medizinprodukte-Unternehmen haben 2020 unter schwierigen Bedingungen eine nahtlose Versorgung gewährleistet. Ihre Strategien* für noch mehr Resilienz:



Enger Kontakt zu Kunden/Lieferanten



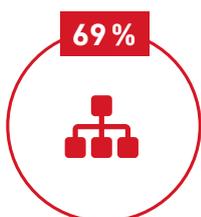
Kürzere Lieferketten



Strategische Reserven anlegen



Stärkerer Einsatz von digitalen Analyse-Tools



Verbreiterung der Lieferantenbasis



Stärkerer Datenaustausch im Gesundheitssystem



Stärkere staatliche Eingriffe

* „Sehr sinnvolle“ bzw. „sinnvolle“ Strategien zur Erhöhung der Widerstandsfähigkeit von Lieferantennetzen. Umfrage unter Medizinprodukte-Unternehmen (n = 42). Erhebung des Industriewissenschaftlichen Instituts (IWI) im Auftrag der AUSTROMED



Erfahren Sie mehr über die Branche, ihre gesamtwirtschaftlichen Impulse, ihre Forderungen und ihre Lehren aus der Corona-Pandemie im „Weißbuch Medizinprodukte“ der AUSTROMED!
Jetzt downloaden: www.austromed.org

**AUSTRO
MED**

Interessensvertretung der
Medizinprodukte-Unternehmen